

*Vittorio Hösle*

## Die Einheit des Wissens und die Wirklichkeit der Universität

Ein Bericht über eine Begegnung

*Für Nora in alter und neuer Freundschaft*

Der Präsident einer jahrhundertealten und neuerdings das Prädikat „Eliteuni“ erstrebenden deutschen Hochschule hatte einen weltbekannten amerikanischen Wissenschaftsmanager, der sogar leidlich deutsch konnte, zu einem öffentlichen Vortrag mit dem Titel „Von Amerika lernen“ eingeladen. Da ich mich zufälligerweise zu Bibliotheksarbeiten in der Stadt befand, wollte auch ich an dessen Einsichten teilhaben. Doch hatte ich in meiner Zerstreuung nicht gemerkt, daß am Tag zuvor aus Energiespargründen die Uhren auf Sommerzeit vorgestellt worden waren – was tut die Menschheit nicht alles zur Bewahrung des Weltklimas! So kam ich leider erst, als jener verdiente Mann schon zu Ende gesprochen hatte und nach einer kurzen Diskussion zum Flughafen aufbrechen mußte. Er teilte uns mit, er müsse am nächsten Tag in Singapur reden, dessen beste Universitäten in den internationalen Rankings Positionen einnahmen, von denen die besten deutschen nur träumen könnten. „Der Cashflow ist an europäischen Hochschulen ein ernstes Problem, die staatliche Wissenschaftsbürokratie ist überflüssig wie ein Kropf“, hörte ich ihn noch zusammenfassen, „und die Evaluierungsmechanismen sind nicht professionell genug, weil sie nicht an den Markt angeknüpft sind.“ Ich war traurig, die nähere Ausarbeitung dieser Gedanken verpaßt zu haben, zumal, wie ich hörte, seine Powerpoint-Präsentation an Graphiken und Statistiken sehr reich gewesen war.

Dafür wurden mir zahlreiche der Reaktionen der versammelten Honoratioren – zumeist lokaler Professoren – zuteil, die sich zum Ausgang drängten. Viele waren nicht freundlich. Ein Mann mit auffallend ovalem Gesicht, das rot angelaufen war, konnte sich vor Zorn

kaum halten. „Nach der Bolognesierung durch die Europäische Union mit den uns aufgezwungenen Bachelorabschlüssen nun die direkte Invasion aus Amerika! Und für den Vortrag dieser Banalitäten bekommt der Mann, dessen reguläres Einkommen ohnehin ein Vielfaches des unseren ist, wahrscheinlich ein Äquivalent unseres Monatsgehalts!“ „Verdienen Sie, werter Herr Dekan, 10.000 Euro im Monat?“, fragte ihn jemand höhnisch, der offenbar wußte, was der Präsident ausgegeben hatte. Jener wurde noch röter, atmete schwer und rief: „Das ist ungeheuerlich, daß jemand wie er soviel verlangt und bekommt! Es sollte eine Ehre für ihn sein, an einer Universität zu sprechen, die zwei- bis dreimal so alt ist wie die USA und an der schon Theologie gelehrt wurde, als auf der anderen Seite des Atlantiks – die Indianer noch nicht einmal Pferde hatten!“ Er blickte beifallheischend auf einen demütig um sich schauenden Enddreißiger – offenbar einen Habilitanden –, der sofort laut auflachte. „Nun“, mischte sich eine Dame ein, die anscheinend aus der Wirtschaft kam, „da Sie die Ehre genießen, an einer so altehrwürdigen Institution zu forschen und zu lehren, ist es nur recht, daß sie sich mit einem niedrigeren Gehalt begnügen, während die amerikanischen Hochschulen, die sich nicht mit solchen Ehrenfedern schmücken können, ihren Angestellten statt dessen mehr Cash anbieten müssen.“ „Gewiß“, lächelte ein distinguiertes Herr, den ich aus einer Talkshow im Fernsehen als einen bekannten Soziologen wiedererkannte, der von manchen als der einzige legitime Erbe Niklas Luhmanns bezeichnet wird. „Ehre und Cash sind systemtheoretisch gesprochen weitgehend funktionsäquivalente Medien, und Ehre hat den bedeutenden Vorteil, beträchtlich billiger zu sein. Die Kehrseite ist freilich, daß man sich mit Ehre nicht so viel kaufen kann, und wenn sich Gleichgültigkeit gegenüber Ehrungen ausbreitet, bricht ein System, das auf sie gegründet ist, ziemlich schnell zusammen. Diejenigen, die in diesem System großgezogen wurden, spüren das und werden dann leicht aggressiv.“ „Wollen Sie mich beleidigen?“, rief der Ovale, bei dem inzwischen auch der bullige Nacken ganz rot angelaufen war. „Ganz im Gegenteil, wertester Kollege, ich bewerte nicht; ich versuche nur, menschliches Verhalten systemtheoretisch zu erklären.“

Die Auseinandersetzung versprach durchaus amüsant, vielleicht sogar gewalttätig zu werden – ich dachte an einen Stierkampf, da mich der elegant gekleidete Soziologe an einen Matador in einem Almodó-

var-Film erinnerte. Doch bestand ein Unterschied darin, daß in diesem Fall rot die Farbe nicht des Tuchs, sondern des Stiers selbst war. Kurz, ich konnte mich für den entgangenen Vortrag entschädigt fühlen. Ohnmächtige Wut erscheint irgendwie realer als Powerpoint, und auch als reiner Voyeur braucht man die Illusion der Realität. Doch meine Aufmerksamkeit wurde abgelenkt, da ich das uns allen bekannte, wissenschaftlich vielleicht immer noch nicht erklärte Gefühl hatte, jemand, der hinter mir stehe, betrachte mich. Ich drehte mich rasch um, und in der Tat: Ein alter Mann schaute mich vorwurfsvoll an. Ich wußte nicht, was er mir vorwerfen wollte, aber an der tadelnden, ja enttäuschten Natur seines durchdringenden Blickes war nicht zu zweifeln. Noch irritierender war, daß der Mann mir offenbar bekannt war – seine Adlernase war unverwechselbar –, ich ihn aber nicht einzuordnen vermochte. Seine Kleidung war offenbar nicht aus unserer Zeit – vielleicht war es ein Schauspieler, der ein Calderón-Stück gespielt und sich umzukleiden vergessen hatte? Aber viele Bekannte unter professionellen Schauspielern habe ich leider nicht. Ihn nach seinem Namen zu fragen ging nicht an, denn er trat auf mich zu, als ob wir alte Freunde seien, und sagte: „Dieser Unterhaltung zu folgen ist deiner nicht würdig. Gehen wir hinaus und sprechen wir über das, was weder während des Vortrags noch jetzt in den Blick kam, aber auf das alles ankommt.“ Ich errötete und folgte ihm ins Freie.

Da ich verlegen war, konnte ich schlecht das Gespräch beginnen, und daher war ich dankbar, als er mir die Frage stellte: „Worauf kommt alles an, wenn man die Frage nach der richtigen Organisation einer Institution angemessen beantworten will?“ Die Antwort kam spontan, ohne daß ich darüber nachdenken mußte; ich hatte das eigenwillige Gefühl, es handle sich um eine Eingebung, die durch den intensiven Blick meines Gesprächspartners vermittelt wurde. „Organisationen sollten kein Selbstzweck sein; sie dienen einem Ziel. Wir müssen also zuerst wissen, was der Zweck einer Einrichtung ist, bevor die Frage überhaupt Sinn gibt, wie sie zu organisieren ist.“ „Du scheinst alteuropäisch zu denken“, lächelte mein Gesprächspartner, „und auch wenn unser Soziologe dir vermutlich erklären kann, warum die meisten Menschen das heute nicht mehr tun, laß dich nicht in deinem Ansatz beirren. Du hast recht: Alle diese universitätspolitischen Diskussionen sind unergiebig, wenn man nicht zuerst der Frage nachgeht, was der eigentliche Sinn einer Universität ist.“ „Eine zentrale